

Das Wildnisgebiet im historischen Rückblick

Reinhard Pekny

In Mitteleuropa und auch in Österreich finden sich heute kaum mehr „Urlandschaften“ da die Nutzung durch unsere Vorfahren ausgesprochen intensiv war, besonders während der letzten tausend Jahre. Die Spuren menschlicher Besiedlung in Österreich reichen etwa 180.000 Jahre zurück bis in die letzte Zwischeneiszeit (Riß-Würm-Interglazial). Im Bezirk Scheibbs gibt es Nachweise einer Besiedlung allerdings nur ab etwa 10.000 Jahren vor unserer Zeit (Ressl 1980), erst ab dem Ende der Würm-Eiszeit. Bis dahin war auch die Waldentwicklung in unserem Gebiet nicht möglich, in der „älteren Dryaszeit“ vor etwa 11.000 Jahren waren während der würmzeitlichen Abklingphasen durch klimatische Schwankungen die Alpen noch großteils von einer Eisschicht bedeckt aus welcher nur einzelne Felspartien als Nunataker herausragten (Ressl, 1980). Einen größeren Einfluss auf die Waldentwicklung nahm der Mensch aber erst viel später. Obgleich auch in der Steinzeit vorübergehende Besiedlung der Täler vorhanden war, gab es keine schwerwiegende Einflussnahme auf die Vegetation. Über die weitere menschliche Besiedlung schreibt Splechna (2001): „Die Siedlungsgeschichte der Region stützt sich auf archäologische Funde, die in den Vorlagen, an den Unterläufen der Seitenflüsse der Donau gemacht wurden. So hinterließen Illyrer Spuren ihrer Hallstattkultur bei Amstetten. Etwa 400 v. Chr. kamen Kelten aus dem Westen; sie betrieben schon die Eisengewinnung am Erzberg, und bald darauf, als die Römer das Donau-Noricum eroberten, transportierten sie steirisches Eisen über Göstling



Abb. 1: Der Erhalt dieses Urwaldes ist vor allem seiner Lage im Grenzgebiet Niederösterreich/Steiermark und des Weitblickes von Albert Rothschild zu verdanken (Foto: M. Mauthe)

durch das Tal der Kleinen Erlauf zu den Schmieden in Arelape (Pöchlarn). Da die Kelten die Almwirtschaft von den höheren westlichen Alpen mitbrachten, müssen wir von der Namensgebung der im Norden an das Reservat anschließenden, heute noch immer als beste Weide Niederösterreichs geltenden „Herrenalm“, die in mittelalterlichen Urkunden „Tekleinsalm“ hieß, schließen, dass es im Raum Lunz keltische Siedlungen gegeben hat. Da

aber der beherrschende Berg „Ötscher“ (ein slawisches Wort, wie auch „Gaming“) erstmals um 950 in einer Urkunde des Klosters Mondsee erscheint, das Schloss Gleiß am Mittellauf der Ybbs im Jahre 993 als „am Eingang zum Gebirge“ gelegen beschrieben und der Lunzersee als Quelle der Ybbs angesehen wird, kann man unser Gebiet zu dieser Zeit noch als weitgehend vom Menschen unbesiedelt sehen.“



*Abb. 2: Kadaververjüngung ist eine wichtige Verjüngungsform im Naturwald
(Foto: H. Glader)*

Die slawische Besiedlung hat in vielen Namen wie „Gaming“ oder „Erlauf“ bis heute ihre Spuren hinterlassen (Ressler 1980). Wie die Abfolge der Besiedlung der verschiedenen Volksgruppen verlief, ob sie teilweise parallel erfolgte, oder sich immer wieder abgelöst hat geht aus den unterschiedlichsten Ansichten über diese Zeit einher. So schreibt Abl (1954): „Die baiwarische Landnahme ist um 530 anzusetzen. Trotz awarischer Oberhoheit und der slawischen Zuwanderung blieb die germanische Restbevölkerung erhalten“.

Erst im zweiten Jahrtausend fand Mitteleuropa allmählich eine staatliche Ordnung. Was heute Landesgrenze zwischen Niederösterreich und Steiermark ist, war damals Staatsgrenze zwischen

überlebten Giftanschlag. Damit übertrug er die Domäne Gaming dem Kartäuserorden und verlieh dem Standort eine besondere Bedeutung, da er in der dort zu errichtenden Kartause seine Grablege bestimmte. Das war auch eine politische Botschaft und ein Bekenntnis zum Machtgebiet Österreich, denn bis dahin wurden alle Habsburger im Gebiet des Stammsitzes im Kanton Aargau bestattet.

Die Grundsteinlegung für die Kartause erfolgte am 13. August 1332. Die Ansicht, dass die Kartäuser das Gebiet allmählich urbar gemacht haben, kann insofern nicht korrekt sein, da zu diesem Zeitpunkt auf dem Besitz von mehr als 30.000 Hektar, nur noch 2.700 Hektar Urwald vorhanden waren. Das Gebiet wurde demnach bereits im Mittelalter und

Österreich und Steiermark. Der zweite Habsburger Herrscher in Österreich, Herzog Albrecht II begründete auch die für die weitere Entwicklung dieses Gebietes so bedeutende Kartause in Gaming. Damit beginnen auch die schriftlichen Aufzeichnungen über dieses Gebiet mit der Epoche der Kartäuser ab dem Jahr 1330. Am 24. Juni dieses Jahres wurde der Stiftsbrief durch den Habsburger Albrecht II, Herzog von Österreich ausgestellt als Dank für einen

davor stark menschlich überprägt und genutzt. Der gesamte Besitz war bereits, wenn auch dünn, mit Einzelgehöften landwirtschaftlich erschlossen und genutzt. Mit der Inbesitznahme begann eine Intensivierung der Nutzung und planvolle Gestaltung der Domäne. Splechtna (2001) schreibt hierzu: „Die Besiedlung und Rodung des Landes war in den Vorlagen um Göstling, Lunz und Gaming schon um 1150 so vollzogen wie wir sie heute kennen. Für die untertänigen Bauern der Region gab es eine neue Hoheitsstruktur, die durch fast 450 Jahre Land und Leute prägen sollte – es war die „Butterschmalzzeit“ („Schmalzbuch der Karthause“, 1601). Über den Grundbesitz hinaus herrschte die Kartause über 4 Zehentbezirke, über 412 Häuser in 28 „Ruthen“, Rotten und Ansiedlungen. Der „Rottwald“ gehörte zum „Luntzer Amt“. Viehzucht war die Basis der kirchlichen Macht: Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde für die Oberen, Ochsen für die Untertanen. Holz aus dem Wald lieferte Baumaterial und war Energiequelle, auch als Holzkohle für die schon bestehenden kleinen Eisenhämmer in Göstling. Die überlieferte Personalausstattung von 1625 zeigt den Stellenwert von Forst und Jagd: 11 Förstern standen 8 Jägermeister mit 102 Jägern (Knechten) gegenüber. Von Anbeginn diente der Wald hauptsächlich als Sommerweide. Der Südabhang des Dürrensteins (Rothwald) war nur zur Jagd und als „Grasalpe“ wichtig. Auch die Gründung der Rotte Rothwald unten an der Lassing, dem Grenzfluss zur Steiermark, durch die Gaminginger Kartäusermönche im 15. Jahrhundert, war landwirtschaftlich motiviert.“

Die Kartäuser verwalteten diesen Besitz 450 Jahre lang und intensivierten die Holznutzung immer mehr. Die Eisenindustrie benötigte Holzkohle und auch die Brennholznutzung war von großer Bedeutung. Trotz allem schrumpfte der Urwald in dieser Zeit „nur“ um

530 Hektar auf etwa 2.170 Hektar Größe, was auf verschiedene Ursachen zurückzuführen ist.

Da ist einerseits die Kessellage des Rothwaldes und die Tatsache, dass dieses Gebiet nicht in die Erlauf oder Ybbs nach Norden entwässert, sondern über der Wasserscheide liegt und über Moderbach und Rothausbach in die Lassing und weiter über die Salza in die Enns entwässert. Diese Tatsache führte zu einem Jahrhunderte währenden Streit über den Grenzverlauf zwischen den Kartäusern und dem Stift Admont. Die Admonter waren der Ansicht, dass alle Gebiete, die in die Enns entwässern, zu ihnen gehören - ein riesiges Gebiet! Im Stiftungsbrief ist aber die Lassing, heute Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark, als Grenzbach angeführt. Splechtna (2001) führt dazu an: „Um die Jagd und den „Blumbsuch“, das Weiderecht, ging es 337 Jahre lang in dem Rechtsstreit Gaming gegen Admont. Der Stiftungsbrief von 1332 und der dort definierte Grenzverlauf war die juristische Spielwiese im christlichen Machtkampf, geführt oft mit irdischer Brutalität. Jeder der Äbte verstand es, durch die Verwirrung der drei Flüsse mit dem Namen Lassing, den für ihn günstigsten Grenzverlauf herauszulesen. Endlich, im August 1689, kam es zu einem Vergleich, und das strit-

tige Gebiet wurde einvernehmlich begrenzt, vorbehaltlich eines späteren Schiedspruches durch die Landsmannschaft. Der westliche Teil des heutigen Wildnisgebietes/Teil Rothwald war umstritten (erst 200 Jahre später bekam Gaming Recht, und Besitz- und Landesgrenzverlauf wurden wie sie heute sind). Die Übereinkunft sah vor, dass das Jagd- und Weiderecht jährlich zwischen den Klöstern alterniert. Hetzjagden waren nur zweimal im Jahr gestattet – mit Anmeldepflichtung. Die Weideerlöse für die Grasalm (größere Weideareale waren die Hochkirch, Edelwies und Kleine und Große Bärwies) waren leicht zu teilen, weil die Weiderechte an Bauern im St. Gallerer Bezirk vergeben waren. Die Lunzer Bauern aber durften, wie von alters her, ihr Vieh über die „Ochsenscharte“ am Dürrenstein in das Ötztal und die Hochlagen der Grasalm treiben.

Das Fischereirecht an der Lassing wurde zur Gänze den Admontern überlassen. Die potentielle Holznutzung, die über den Hausbedarf hinaus im Obereigentum der Landesfürsten stand, diente als Energieversorgung der Eisenverhüttung, so dass dem Grundbesitzer nur ein geringer Stockzins verblieb. Dieser mögliche Erlös wurde zur Gänze den Gamingern überlassen, aber mit der Auflage, Holz (Kohle) nur an die 1625 gegründete Inner-

berger Hauptgewerkschaft zu verkaufen, die den Erzberg und Hämmer u.a. im nahen Wildalpen betrieben. Eine andere Möglichkeit war zu dieser Zeit nicht denkbar, da alle Hölzer orographisch in die Steiermark schwimmen mussten und auch der Landtransport der leichten Holzkohle sich dorthin orientierte. Schon vor den „Innerbergern“ war die Infrastruktur der industriellen Holzversorgung – die Triftanlagen und Rechenbauten an Enns, Salza und Lassing – vorhanden. Die „Rothwaldklause“, nahe der Mündung der Roth in die Lassing, wurde um 1605 erbaut – mit Sicherheit schon mit dem Hintergedanken, auch die Urwälder in Österreich (damals nur Niederösterreich und Oberösterreich) bald nutzen zu können. Stellte doch die steirische Waldbereitung (Waldinventur) 1756 bis 1762 unter Kaiserin Maria Theresia fest: In Österreich gibt es einen „tiefen holzreichen Graben zuförderst am rechten Ufer der Lassing“ mit 2 Millionen Fass Holzkohle „wirkmäßiges“ Gehölz“.

Die Eisenerzeugung in der „Eisenwurz“ hatte einen enormen Energiebedarf. Es gab ja keine fossilen Energieträger und der gesamte Bedarf wurde aus den Wäldern gedeckt. Dazu ist anzumerken, dass bis zu 25% des europäischen Eisenbedarfs in dieser Region erzeugt wurden. Dementsprechend war es um den Waldzustand bestellt, denn eine „nachhaltige“ Forstwirtschaft im heutigen Sinne gab es nicht. Man kannte sehr wohl die zu erwartenden Holzvorräte, um den Waldzustand kümmerte sich allerdings noch niemand!

Die Wälder wurden abgestockt und sich selbst überlassen. Die Wiederbewaldung erfolgte auf natürlichem Wege, so sie überhaupt stattfinden konnte, denn Bodenerosion und Weidevieh sowie das vorhandene Schalenwild waren Gegenspieler der Waldverjüngung. Splechtna (2001) schreibt:

Tab. 1: Veränderungen der Urwaldgröße in Abhängigkeit vom Eigentümer (Splechtna 2001)

Herrschaft	Besitzdauer	Jahre	Urwaldschlägerung	Pro Jahr	Urwaldrestfläche
Karthäuser	1332 – 1782	450	530 ha	1,2 ha	2170 ha
Staatsverw.	1782 – 1824	42	650 ha	15,5 ha	1.520 ha
Festetits	1825 – 1869	44	950 ha	21,6 ha	570 ha
IndustrieAG	1869 – 1875	6	150 ha	25,0 ha	420 ha
Rothschild	1875 – heute	137	20 ha*		400 ha

*) Fertigstellung der Schlägerung der Vorbesitzer entlang der Langbödenstraße und durch Windwurf 1966

„Die historischen Kahlschläge waren keine „clear cuts“. Der Urwald konnte mit den damaligen Mitteln nur durchplündert werden: Buche, schwer und kaum triftbar, wurde ebenso stehen gelassen wie verwachsene, schwer spaltbare Tannen und Fichten. Zurück blieb ein lichter, von Vieh begehbarer Plünderbestand, was den Weideberechtigten zu Gute kam. So wurde der Teufelswald in Rothwald III zum Sekundärwald, der heute 250 Jahre alt wäre, wenn ihn nicht die Stürme vom 4.11.1966 und 1.3.1990 bis auf kleinste Reste umgeblasen hätten. Der Dreiklang der Hauptbaumarten Fichte, Tanne und Buche wurde „verstimmt“ durch Sonnenbrand und Viehverbiss auf der Kahlfläche: der „Sopran“ der Fichte erreichte die „Lautstärke“ von 78 %, Buche und Tanne mit 15 % und 7 % wurden leiser. Diese Strukturänderung bewirkte, dass die Verjüngungsstrategie der Natur für Waldgesell-



Abb. 3: Weidewirtschaft war über lange Zeit die wichtigste Nutzungsform im Gebiet des Rothwaldes (Foto: A. Buchebner)

schaften hier den großflächigen Zusammenbruch durch Sturmereignisse zur hauptsächlichen Verjüngungsform entwickelte. Diese Strategie hat sie zum Beispiel in den uniformen Beständen über 1.400 m Seehöhe schon immer angewandt (was dort die historische Brandrodung für Weidezwecke sehr erleichterte). Dabei durfte sich der Teufelswald sicher noch von selbst verjüngen. Die Baumsaat wurde in den Alpenländern erst um 1750 propagiert, die Bestandesgründung durch Pflanzung – ökologisch nie zu Ende gedacht – erst um 1870. Warum stammen die schönsten, massereichsten Bergmischwaldbestände alle aus der Zeit vor der eiligen „Waldbaukunst“?!

Greifen wir zeitlich vor zu „Schlaglichtern“ der Waldnutzungsgeschichte: Der Teufelswald war genutzt, die Wasserklause unter dem Gindelstein noch einigermaßen intakt, als der Föhnsturm von 1769 (möglicherweise erst von 1777 – der übrigens gleich stark war wie jener von 1966) die 15 Hektar Urwald umwarf, die sich im Moderbachtal entgegenstellten. Die Düsenwirkung dieses Tales führte zu den Sturmschäden. Man errichtete 1,6 km bachaufwärts einen weiteren, kleinen Wasserstau und nutzte die besten Teile dieses Windwurfes. Die festgestellte Gleichrigkeit machte diesen Folgewald in den Augen der Forsteinrich-

ter von 1929 zum Wirtschaftswald. Damit war die willkürliche Trennung in Großen und Kleinen Urwald vollzogen.“

Neben der Bereitstellung von Energieholz und Holzkohle für die Eisenindustrie gewann die Brennholznutzung immer mehr an Bedeutung und vor allem das leichtere Weichholz von Fichte und Tanne wurde über die Flüsse Ois und Erlauf bis an die Donau und von dort bis nach Wien, Pressburg und Budapest geliefert!

Bereits 1745 bekam ein Herr Josef Giegl noch unter der Herrschaft von Maria Theresia die Schwemmrechte, die es ihm ermöglichten, Brennholz aus dem Gebiet der Kartäuser zu triften. Für die Erzeugung und den Transport von Lang- und Schnittholz waren die Bäche zu verwinkelt und die Wassermengen trotz der Errichtung von Klausen und Stauwerken zu gering.

Die Epoche der Kartäuser ging mit der Säkularisierung unter Josef II im Jahr 1782 zu Ende. Am 27. Jänner dieses Jahres wurde das kaiserliche Dekret von der Aufhebungskommission an den Prior übergeben und der Besitz in staatliche Verwaltung übernommen und in den Religionsfond eingegliedert. Bald waren Privatisierungspläne vorhanden die aber am Veto des Kaiserhauses scheiterten, weil das Gebiet durch die Brennholzliefereien wesentlich zur Energieversorgung der Hauptstadt Wien beitrug. Ebenso hatte die Eisenindustrie natürlich starkes Interesse an diesen Holzvorräten. Erst durch die Nutzbarmachung fossiler Energieträger, vor allem der Braun- und Steinkohle, wurden die Wälder entlastet. Kohle war schon lange Zeit bekannt, aber der Transport über weite Strecken bereitete bis zur Einführung der Eisenbahn mit Dampfmaschinen große Schwierigkeiten. Erst mit dieser technischen

Errungenschaft konnten große Mengen über weite Distanzen befördert werden und lösten so das Brennholz als Energielieferant im städtischen Bereich allmählich ab.

Damit stand einer Privatisierung der Waldungen kein sachlicher Grund mehr im Wege und im Jahr 1825 kaufte Graf Albert Festetics de Tolna den Besitz mit einem Ausmaß von 32.034 Joch was heutigen 18.435 Hektar entspricht (1 österreichisches Joch = 5.755 m²). Bis dahin war unter staatlicher Verwaltung der Urwald um 650 Hektar auf verbleibende 1.520 Hektar geschrumpft. Aber nicht nur die menschliche Nutzung setzte dem Wald zu und verkleinerte den Urwald, auch „natürliche“ Ereignisse, zum Teil schon durch frühe menschliche Tätigkeit ausgelöst, zeigten starke Auswirkungen auf die Urlandschaft. Die berühmte Urwaldlahn, die eine gewaltige Schneise in den Bestand riss ist eine solche Erscheinung, bei welcher man trefflich philosophieren könnte, ob diese nun „natürlich“ oder doch „menschengemacht“ sei. So ist auch der Einfluss durch den Almwirtschaft betreibenden Menschen, der Jahrhunderte zurückreicht, nicht zu vergessen. Splechna (2001) schreibt hierzu:

„Ein weiteres historisches Faktum, das aber die gesamten Ostalpen betrifft, ist die Absenkung der Baumgrenze durch die Weiderodung über die Jahrhunderte. Man hat heute die gesicherte Erkenntnis, dass diese Absenkung durchschnittlich 300 Höhenmeter beträgt. Was dieser Umstand klimatisch bedeutet, ist kaum nachzuvollziehen. Im Wildnisgebiet Dürrenstein haben wir ein sehr nachhaltiges „Denkmal“ für den geodynamischen Faktor Almbauer! Es geht hier nicht um eine Verurteilung der Vorfahren – wir Heutigen hätten, mit dem Hunger von gestern und dem Wissen von damals, genauso gewirtschaftet. Dieses „Denkmal“ ist die große „Urwaldlahn“ von 1909, die 1986 wiederkam und sicher auch

schon vor 1909 periodisch in den Urwald einbrach.“

Auch im Jahr 2009 bahnte sich diese Lawine mit ungeheurer Wucht ihren Weg und drang sehr weit in den Urwaldbereich ein. Die mächtigen, hunderte Jahre alten Bäume, die bei diesem Ereignis umgerissen oder schwer in Mitleidenschaft gezogen wurden, geben Zeugnis, dass lange Zeit verstrichen ist, seitdem die Urwaldlahn mit solcher Wucht ins Tal gedonnert war.

Splechna (2001) weiter: „Diese Lawine wurde und wird in Zukunft provoziert durch die Weiderodung auf der uralten Herrenalm. Ohne den Menschen wäre eine Waldbedeckung in Form eines *Picetum aceri* von 1.400 m Seehöhe bis fast zum Gipfel des Dürrensteins zu erwarten, wie uns Bestandesreste zeigen. Die Weidewirtschaft hat das Land bis zur Abbruchkante der Wasserscheide baumfrei gemacht, daher bildet sich durch die Schneeverfrachtung eine gewaltige Wächte. Diese baut sich an einer Stelle (wie ich 1986 messen konnte) zu einem fast 25 m langen überhängenden Schneebrett auf. Bei seltenen Schneesituationen bricht dann diese Wächte ab und initiiert eine Lawine, die über den großen Kessel des Ötztals überschwappt und wie eine Sense durch



Abb. 4: Neben der Waldnutzung war die Jagd für das Gebiet von besonders großer Bedeutung (Foto: C. Leditznig)

den Urwald fährt. 1909 wurden leider 10 ha dieser Lawinenfläche aufgearbeitet und in der Folge bis 1954 als Wildäsungsfläche künstlich freigehalten. Von 1954 bis 1986 hatte sich der Lawinengang fast wieder bewaldet, als ein neuerlicher Abgang alle Fichten, die über die 2 m hohe Schneedecke herausragten, abasierte. Junge Buchen halten Lawinen besser stand. Die von der Lawine 1986 zerstörten Hölzer wurden natürlich nicht mehr aufgearbeitet.“ Dass in einem Wildnisgebiet die Folgen des Ereignisses von 2009 natürlich nicht mehr aufgearbeitet werden versteht sich von selbst. Der Lawinengang dient heute vielmehr wissenschaftlichen Untersuchungen, wie die Waldentwicklung auf solchen Flächen vonstatten geht.

Während der 44 Jahre unter den Besitzern Festetics wurden weitere 950 ha Urwald geschlagen und sind dadurch für die Nachwelt unwiederbringlich verloren. Der Sohn von Graf Festetics verkaufte dann den Großteil der Waldungen im Jahre 1869 an eine Aktiengesellschaft für Forstindustrie. Diese Aktiengesellschaft hatte bereits 1865 die staatliche Domäne Waidhofen mit einer produktiven Waldfläche von 19.146 Joch (= 11.018 Hektar), die bis nach Göstling und ins Steinbachtal reichte, erworben, um die Langholzflösserei auf der Ybbs einzuführen. In der Region gab es dagegen zwar große Widerstände der ansässigen Eisenerzeuger, Köhler- und Wasserwerker, da sie dadurch den Preis für Holz- und Holzkohle nicht mehr beliebig nieder ansetzen konnten. Es gab für die Produkte nun auch andere Absatzmöglichkeiten. Trotz allem wurde bereits 1866 begonnen, große Flöße auf der Ybbs bis zu einer Dampfsäge an der Donau zu führen. Dabei durften pro Jahr auf 10 Jahre befristet 12.000 Kubikklafter ($1 \text{ k}^3 = 6,82\text{m}^3 = \text{etwa } 82.000 \text{ Kubikmeter}$) geflößt werden. Dadurch setzte ein starker Raubbau an den Wäldern ein, der zu großen Problemen mit Erosion, Überschwemmungen und Vermurungen führte. Auch das Flussbett der Ybbs wurde grundlegend verändert, Inseln mussten entfernt, Felsen gesprengt und Kurven begradigt werden. Die vorhandenen Wehranlagen wurden umgebaut und in kürzester Zeit wurde die Landschaft tiefgreifend verändert um den Profit der Aktionäre zu gewährleisten. Berichten zufolge war das ganze Unterfangen aber weder für die beschäftigten Holzarbeiter, Fuhrwerker, Flösser, noch für die Geldgeber ein gutes Geschäft und 1875 ging die Aktiengesellschaft im Zuge einer kleinen weltweiten Aktienkrise bankrott. Zurück blieben devastierte Wälder und eine stark veränderte Landschaft und niemand hatte wirklich einen Nutzen aus dieser Episode. Am Rande sei bemerkt, dass zu dieser

Zeit, da hier in Europa die letzten einigermaßen unberührten Wälder sinnlos zerstört wurden, in den Vereinigten Staaten am 1. März 1872 das erste Großschutzgebiet der Welt mit einem unvorstellbaren Ausmaß von 898.700 Hektar (= 8.987 km^2), der Yellowstone Nationalpark, gegründet wurde!

Auch im Bereich des Revieres Rothwald wurde die intensive Nutzung durch die Forstindustrialgesellschaft fortgesetzt, aus Gründen der Topographie und der vorhandenen Wassermengen allerdings



Abb. 5: Albert Rothschild ist es zu verdanken, dass der Urwald Rothwald bis in unsere Zeit erhalten blieb (Foto: Forstverwaltung Langau)

eine reine Brennholzerzeugung mit Scheitholztrift. In wenigen Jahrzehnten schrumpften die Holzvorräte und im Bereich Rothwald waren im Jahr 1867 nur mehr „1.100 Joch an haubaren und überständigem Holze“ vorhanden (= 633 Hektar)! Während der kurzen „Bewirtschaftungszeit“ durch die Forstindustrie-AG von 6 Jahren bis zu ihrem Bankrott wurde der Urwald um weitere 150 Hektar verringert und als die Konkursmasse 1875 veräußert wurde, waren nur mehr 420 Hektar Primärwald vorhanden.

Die ehemaligen Besitzungen der Forstindustrie-AG wurden von Freiherr Albert Rothschild erworben. Er war schon an der Forstindustrie-Aktiengesellschaft beteiligt, die vorher rücksichtslose Ausbeutung der natürlichen Ressourcen betrieben hatte. Jetzt als Alleinbesitzer aber erkannte er den Wert der unberührten Wildnis und hielt schützend seine Hand über den Urwaldrest im Rothwald. Diese Einstellung war gegen den in Europa herrschenden Zeitgeist, denn die Natur hatte keinen Wert, sie musste „verbessert“ werden und hatte allein den menschlichen Bedürfnissen zu dienen. Albert Rothschild konnte es sich leisten, auf ein kleines Stück Waldung zu verzichten und dort die Nutzung zu untersagen. Alleine in Niederösterreich erwarb er zu diesem Zeitpunkt die Herrschaften Waidhofen, Gaming und Enzersfeld mit mehr als 31.000 Hektar sowie das Schloss Waidhofen um insgesamt 2,9 Millionen Gulden.

Wir können Albert Rothschild nicht genug danken, dass er uns durch seinen damaligen Weitblick den größten mitteleuropäischen alpinen Bergurwald hinterlassen hat. Sein Entschluss stieß fast nirgends auf Verständnis. Seine eigenen Forstleute konnten nicht begreifen, weshalb man diese Wälder nicht nutzen sollte, wo es doch nun durch den techni-

schen Forstschritt immer bessere Möglichkeiten gab und man nicht mehr nur auf die Trift angewiesen war.

Ebenso stand der Großteil der Forstfachleute diesem Ansinnen verständnislos gegenüber. Sehr deutlich wird die Einstellung an einer Niederschrift im Verlaufe einer Exkursion mit Studenten der Forstakademie sichtbar. Professor Großbauer notiert im Angesicht des Urwaldes folgende Zeilen: „...*nicht ungezügelte Üppigkeit in ungeschwächter Urkraft, eingehüllt in rauschende Duftfülle, romantischer Gestaltenreichtum und Lebensfrische, sondern Leichenhof, gebrochene Kraft, Verfall und Modergeruch, Verkommenheit, wie überall dort, wo die ordnende Hand des Menschen nicht hinkommt....*“

Albert Rothschild investierte viel Geld in seinen Betrieb, aber auch in die umliegenden Gemeinden, wo er soziale Einrichtungen und Schulen unterhielt. Nach seinem Tod 1911 übernahmen seine Söhne Louis Nathaniel Freiherr von Rothschild, der Präsident der Creditanstalt war, und Baron Alphons von Rothschild den Besitz. 1935 wurden Teile der Waldungen im Verlaufe der Creditanstalts-Krise in Hollenstein, Gaming und Göstling sowie in Waidhofen an den Staat abgetreten, darunter auch Gebiete die heute im Westteil des Wildnisgebietes Dürrenstein liegen.

Der verbleibende Besitz wurde nach dem Anschluss von Österreich an Nazideutschland im Jahr 1938 als jüdischer Besitz arisiert und unter staatliche Verwaltung genommen. In der Zeit seit der Übernahme durch die Familie Rothschild gingen nur 20 ha Urwald durch einen Windwurf im Tal zwischen Kleinen und Großen Urwald verloren. Leider wurde dieser Windwurf aufgearbeitet weil man damals bedauernd zur Kenntnis nehmen musste, dass auch der Urwald nicht allen natürlichen Kräften wider-

stehen kann. Trotz aller Liebe zur unberührten Natur reichte das ökologische Verständnis nicht so weit, um zu erkennen, dass auch eine durch den Sturm umgeworfene, liegende Waldfläche ebenso Urwald ist wie die stehen gebliebenen Bäume rundum - nur eben in einem anderen Entwicklungsstadium! Somit verblieben noch 400 ha Urwald.

Während des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1942 wurde dieser Urwaldbereich zum Naturschutzgebiet erklärt, allerdings mit einem sehr willkürlichen und verwirrenden Grenzverlauf. In den Jahren 1946/47 wurden die Besitzungen refundiert. Doch Teile im Westen des Gebietes wurden von Louis Rothschild an den Staat gegen die Übernahme der Pensionslasten abgetreten. 1988 wurde der nicht leicht nachvollziehbare Grenzverlauf des Urwaldgebietes durch das Naturschutzgebiet Rothwald II arrondiert.

Im Jahr 1997 konnte durch ein Projekt im Rahmen des Naturschutzprogramms der Europäischen Union rund um den Urwald der Grundstein für die Errichtung des ersten Wildnisgebietes in Österreich und ganz Mitteleuropa gelegt werden. Mit dem Beschluss der niederösterreichischen Landesregierung vom 15. Mai wurde das Wildnisgebiet Dürrenstein 2001 gesetzlich verankert und zwei Jahre später von der IUCN, der Weltnaturschutzorganisation der Vereinten Nationen als Schutzgebiet der Kategorie I, Wildnisgebiet, anerkannt. Somit konnte der dauerhafte Schutz dieses Gebietes erreicht werden. Zu den Flächen der Forstverwaltung Langau, noch heute im Besitz der Nachfahren der Familie Rothschild, kamen noch Flächen der Österreichischen Bundesforste AG am Südwestabhang des Dürrensteinmassives und somit umfasst das Wildnisgebiet Dürrenstein derzeit eine Fläche von 2.500 Hektar (25 km²).

So konnte um den Urwald eine Pufferzone eingerichtet werden, um schädliche Einflüsse, so weit möglich, hintan zuhalten. Diese Pufferzone besteht zum Teil aus sehr naturnahen Wäldern, wir nennen sie „Wälder erste Generation nach Urwald“. Das bedeutet, dass diese Flächen im 17. und 18. Jahrhundert einmal genutzt wurden und seither dank der Forstverwaltung Langau, respektive der Familie Rothschild, eine relativ ungestörte Entwicklung durchlaufen konnten. Auf den Teilflächen der Österreichischen Bundesforste AG gibt es Bereiche mit Wirtschaftswald, die zum Teil mit Fichtenmonokulturen bestockt sind. Diese Flächen dürfen durch Eigenentwicklung wieder Wildnis werden. Somit sind wir nach einer Reise durch Jahrhunderte Vergangenheit in der Gegenwart angekommen und blicken hoffnungsvoll in die Zukunft.

Reinhard Pekny

Schutzgebietsverwaltung Wildnisgebiet Dürrenstein

Brandstatt 61

A – 3270 Scheibbs

reinhard.pekny@wildnisgebiet.at

Literatur:

- Abl P. (1954): Aus der Welt der Heimat, Lehrerarbeitsgemeinschaft des Bez. Scheibbs.
 Ressler F. (1980): Naturkunde des Bezirkes Scheibbs, Tierwelt Band 1, Verlag Rudolf und Fritz Radinger, Scheibbs.
 Splachtna K. (2001): Skizzen einer Nutzungsgeschichte; aus Life-Projekt Wildnisgebiet Dürrenstein, Managementplan, pp 75-81.
 Tippelt W. (2001): Der Ötscher. Radinger Print, Scheibbs.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Silva Fera](#)

Jahr/Year: 2012

Band/Volume: [1_2012](#)

Autor(en)/Author(s): Pekny Reinhard

Artikel/Article: [Das Wildnisgebiet im historischen Rückblick 9-15](#)